

Gedanken zur Fernsehunterhaltung

Über mediale Spielarten und Schwierigkeiten

von Werner Schneyder

Vorbemerkung

Die aktiven Kabarettisten und Comediens standen Ende des Jahres 2001, nach dem Einsturz des Turmbaus von Babel, äh, von Manhattan vor einer alten Frage, nämlich: kann man mit Entsetzen Scherz treiben? Ich bejahe das grundsätzlich, sage aber dazu: Scherz mit Entsetzen ist noch kein Grund für entsetzliche Scherze. Ich bedaure natürlich, dass erst das World Trade Center tausende Menschen unter sich begraben musste, um dem amerikanischen Präsidenten klar zu machen, dass es sich bei Taliban nicht um einen Orientteppich handelt. Im Augenblick zerbricht er sich ja den Kopf darüber, wie man mit seinem projektierten Raketenabwehrsystem die Milzbrandbakterien abschießen könnte. Muss man natürlich sehr genau zielen.

Aber ich sollte zum Thema kommen. Beginnen wir mit einem Axiom: Unterhaltung gibt es auch ohne Fernsehen, Fernsehen ohne Unterhaltung kann es offenbar nicht geben. Daraus wäre zu folgern, dass das Fernsehen von der Unterhaltung abhängig ist, also erpressbar wäre. In der Regel ist es aber umgekehrt, Fernsehen erpresst die Unterhaltung. Auf eine Ausnahme werde ich später noch kommen. Das Erpresstwerden der Unterhaltung durch das Fernsehen geschieht durch die sogenannten ökonomischen Zwänge, im Volksmund heißt das: wer zahlt schafft an. Das Niveau oder die Gebarung der Fernsehunterhaltung lässt sich also vulgärmarxistisch interpretieren. Wir aber wollen die Sache mit dem Niveau ein wenig differenziert betrachten. Ich habe in langen Jahren Fernsehfunktionäre, auch Intendanten, über Unterhaltung sprechen hören. Das klang meist sehr fundiert und in Richtung Qualität sehr engagiert. Wenn man diese Äußerungen mit dem verglichen hat, was dann tatsächlich über den Schirm lief, kam man aus dem Wundern nicht mehr her-

aus. Hat man darauf Kritik formuliert, kam es sehr rasch zu einem Gegenargument, man sprach von einem gestörtem Verhältnis der Deutschen Intelligenz zur Unterhaltung. Ich habe dann immer entgegnet, das gestörte Verhältnis der deutschen Unterhaltung zu Intelligenz ist Programmgegenstand.

Wie auch immer, wenn ich heute auf – wenn wir den Sport weglassen – gute zwanzig Jahre zurück schaue, in denen ich Sendungen gemacht oder in denen ich in Sendungen mitgemacht habe, die der Unterhaltung zugeordnet sind, so darf ein radikaler Vorwurf an die sogenannte linke Intelligenz nicht fehlen. Die sprach lange und oft der Unterhaltung das Recht ab, ausschließlich erholend und entspannend zu sein. Mit dieser Haltung haben sich die Linken dem Demokratieverständnis der äußersten Rechten angepasst.

Selbstverständlich kann reine Unterhaltung – Divertimento – Lebenshilfe geben. Das fanden und finden nur die Leute abwegig, die Ablenkung als Lebenshilfe nicht nötig haben oder nicht nötig zu haben glauben. Als historischer Irrtum bleibt auch die Forderung nach der „alternativen Unterhaltung“ übrig, die ging nämlich in die Gegenrichtung los. Was heute an Unterhaltung existiert, halte ich für alternativ. Ich muss nicht betonen, wozu. Es muss theoretisch erfassbare Gründe geben, die Fernsehen daran hindert, so gute Unterhaltung zu machen, wie es sie machen will, und immer wieder ankündigt. Ich versuche einige Punkte einzukreisen. Davor aber noch das: gute Unterhaltung ist natürlich eine Frage der Perspektive, gut für wen? Der „Musikantenstadel“ ist oder war für viele Menschen *gute* Unterhaltung, dennoch schämen sich die Leute, die dergleichen Sendung verantworten, und meinen, wenn sie von guter Unterhaltung sprechen, die Bandbreite von „Einer wird gewinnen“ bis zu „Notizen aus der Provinz“ (ich wähle vorsätzlich historische Beispiele).

Fernsehen ist ein Einweg-Wegwerf-Medium und dennoch wünscht man sich – wenigstens offiziell – Unterhaltung, die zu schade ist, um weggeworfen zu werden. Wie verhält man sich zu diesem Widerspruch? Man versucht nach unten abzugrenzen. Wenn einer wie ich das Wort „gute Unterhaltung“ in den Mund nimmt, dann geht es ihm um die Tiefe. Nicht um die Tiefe des Sinns sondern die Tiefe im dem Sinne, tiefer geht's nimmer. Was steht diesem Kampf gegen das immer-tiefer-geworden-sein im Wege? Erstens, das Quantum des audiovisuellen Angebotes, zweitens der Kampf um die Quote.

Zur Quantität des Angebotes: Ein mir sehr gut bekannter Kabarettist hat einmal gesagt, „es gibt nicht zu wenig gute Unterhaltungskünstler, Unterhaltungsautoren, es gibt zu viel Sendezeit. Der Menscheng Geist ist nicht so beliebig erweiterbar wie das Fernsehprogramm“. Und der Kabarettist steuerte auf die Pointe zu, „das Fernsehen gibt einfach mehr Unterhaltung aus, als es hat. In der bürgerlichen Gesetzgebung nennt man das betrügerischen Bankrott“. Wie wäre dem zu begegnen? Im Zuge eines Geschmackskartells. Fernsehmacher aller Kanäle müssten einander vertraglich zusichern, nur Unterhaltungssendungen zu produzieren, die ihnen auch wirklich gefallen. Sie müssten vor

der Ausstrahlung ihre Freunde und Freundinnen anrufen und sagen, das musst du unbedingt sehen, zu den Kindern sagen, gehe heute bitte nicht in die Oper, schau dir bei uns den oder die an. Dass es sich bei Vorstellungen dieser oder ähnlicher Art um Romantik handelt, muss ich in diesem Kreis nicht weiter ausführen. Nein, es gibt das Missverhältnis von zu füllenden Formaten – ich spreche das Wort einmal aus, nur um öffentlich dessen Verbot zu fordern – und vorzeigbaren Unterhalten. Wie versucht nun das Fernsehen, diesem Missverhältnis gegenzusteuern? Durch Auspressung, Ausquetschung, Vervielfältigung bis zur Auslöschung. Ich meine das so: Kaum zeigt ein Unterhaltungskünstler Talent oder gar schon ausgereifte originelle Qualität, machen sich die Fernsehmacher daran, den einmal im Jahr guten Künstler monatlich, den einmal im Monat guten Künstler wöchentlich und den möglicher Weise einmal wöchentlich guten Künstler täglich zu bringen. Über die Art und Sendeform der Vervielfältigung denken sie so lange nach, bis der Künstler seine Originalität in seiner ersten Sendung schon verbraucht hat, also bereits für immer leer, oder nicht wieder aufgefüllt, vor der neuen Herausforderung steht. Da bringt er dann vielleicht mit letzter Kraft noch einen Einstieg zusammen und dann kommt nicht einmal mehr wirklich heiße Luft. Dieses Schauspiel, das Auspressen längst vertrockneter Zitronen, erleben wir immer wieder. Was die mit dieser Aufgabe betrauten Fernsehleute versäumen, ist das Talentscouting, was zugegebenermaßen nicht einfach ist, wegen der bereits dargestellten Missverhältnisse von Sendezeit und Menschengestalt. Aber auch wegen des Erfordernisses von Mut oder Risiko, welche Eigenschaften nicht eben häufig in Unterhaltungsabteilungen anzutreffen sind. Immer noch wird die Idee, eine Unterhaltungsindividualität x-fach häufiger auszunutzen oder auszulutschen, für kreativ gehalten. Es handelt sich aber nur um kleinbürgerliche Buchhalterei.

Kommen wir zur Quote, der Mutter des Marktanteils. In der audiovisuellen Steinzeit, in die Leute meines Alters noch mühelos hinein reichen – also in der Zeit, in der es allenfalls Dritte Programme gab –, gab es in der Unterhaltung Quoten rund um achtzig Prozent. Ich meine, ich muss Namen wie Durbridge oder Alexander gar nicht erwähnen. In jedem Fall war es immer ein Kampf, um über fünfzig Prozent zu kommen – mit dem Traumziel hundert Prozent. Niemandem ist aufgefallen, dass in der Demokratie absolute Mehrheiten, also der politische Geschmack einer Gruppierung über fünfzig Prozent, als demokratiepolitisch bedenklich gelten, eigentlich unerwünscht sind. Die Parole hieß: Wollt ihr die totale Sehbeteiligung? Und millionenfaches „ja“ wurde erwartet. Damit möchte ich sagen, dass der Begriff „Quote“ im Grunde faschistisch war. Daran sollte man sich heute erinnern, auch wenn die Geschmacksparteien-Landschaft längst so vielfältig ist, dass das Überspringen der Fünf-Prozent-Hürde da oder dort schon als Erfolg gelten kann. Und sich das Quotengespräch zwischen konkurrierenden Sendern auf das Niveau Frühpubertät begibt: Mein Vater hat einen längeren als deiner. Dass die Publikumspyramide nach unten hin breiter wird, weiß man, das gilt nicht nur für das Fernsehen. Wenn man nicht versucht, im Sinne eines geschmacklichen

Demokratieverständnisses für alle Schichten der Pyramide Unterhaltung zu machen, also alle zu unterhalten, wenn man die Quote zum Fetisch macht, den Satz des Theatermannes Alfred Kortner, „Auch das Gute hat eine Chance“, gänzlich negiert, dann wird die Sache böse enden.

Ich habe vor hundert Jahren eine Arbeit geschrieben, die auf meinen Professor einen großen Eindruck gemacht hat. Das war kein Wunder, er hatte nämlich nicht gewusst oder bemerkt, wo ich abgeschrieben hatte. Es handelte sich um das dereinst berühmte Buch, von Ortega y Gasset, „Der Aufstand der Massen“. In diesem Buch wurde das Verhältnis von Diktator und Masse analysiert, mit der Schlussfolgerung, dass die vom Diktator geformte Masse diktatorische Eigendynamik entwickelt und ihrerseits den Diktator wieder abhängig macht, in Verhaltensweisen zwingt. Diesen Gedanken habe ich damals auf das Verhältnis von Zeitungsherausgeber und Leserschaft übertragen, gezeigt, dass irgendwann auch der mächtigste Printmedientycoon es sich nicht mehr leisten kann, die Blattlinie zu ändern. Weil er selbst schon abhängig geworden ist. Ich meine, das Fernsehen steht heute vor einer ähnlichen Situation. Sinnvoll beherrscht kann die wohl nur werden, wenn sich die Macher dessen bewusst sind, wenn sie den tiefen Sinn der Goethe-Ballade „Der Zauberlehrling“ wenigstens andeutungsweise erahnen.

Man darf eine Ungerechtigkeit nicht begehen, man darf das Kommerz-Fernsehen für den Quotenwahn nicht allein verantwortlich machen. Er war schon vorher da. Das Privatfernsehen als Medium des freien Marktes mit seinem Zwang, über Werbung zu verdienen, hat für das Quoten-Denken sogar ein Motiv. Das öffentlich-rechtliche Fernsehen weit weniger, es sei denn, es bezeichnet sich als das, was es schon lange ist, als öffentlich-rechtliches Privatfernsehen. Das öffentlich-rechtliche Fernsehen hatte sich gegen die Bedrohung durch das Privatfernsehen ja lange gewehrt, indem es dessen Schrecklichkeiten einfach vorweg nahm – wie wir wissen vergeblich. Wir haben eben das visuelle Zeitalter, und das Fernsehen nützt die Tatsache, den direktesten Weg zu den Analphabeten zu haben. Manche meiner Schauspieler-Kollegen waren ja sehr für das Privatfernsehen. Die haben geglaubt, mit mehr Kanälen erhöht sich automatisch das Geld für Produktionen. Das ist ungefähr so, als ob man glauben würde, je mehr Banken, desto größer der Kreditrahmen.

Fernsehunterhaltung und Shows

Wovon lebt die Fernsehunterhaltung? Ich meine, womit füllt sie die Sendezeiten, die sie mit vom Fernsehen erfundener Unterhaltung nicht füllen kann, weil es davon zu wenig gibt, in der Relation zur Sendervielfalt. Sie lebt von der Unterhaltung, die sie den Menschen wegnimmt. Sie lebt von den Spielformen, die die Gesellschaft dereinst im Privatleben zur Unterhaltung benützt hat. Sie veranlasst Menschen mit angestrebten maximalem Appeal der Sendung, mit gnadenloser Eigenwerbung das Selbstspielen aufzugeben, um Spielen zuzu-

sehen. In Parenthese: Dass das soziologisch und gesellschaftspolitisch, ja sogar im Sinne der Evolution, höchst bedenklich ist, sollte öfter einmal diskutiert werden. Aber wer stellt schon Sendungen in Frage, die Quote machen? Das gilt als abartig.

Zur Enteignung des Privatspieles: Ich kenne kein einziges Skihüttenspiel, das nicht televisionär aufbereitet wurde. Wenn ich vor dem Start einer neuen Sendereihe die Worte „neu“ oder „neuartig“ höre, neige ich zum Lachkrampf und habe ihn dann auch bei Betrachten der Sendung. Bis er mir vergeht, wenn ich denke, um wie viel charmanter das Spiel im privaten Rahmen sein könnte. Es wäre eine Forderung aufzustellen: Das Fernsehen sollte nur Unterhaltung anbieten, die privat nicht zu haben ist, die also zum Beispiel von Könnern abhängt – Sängern, Tänzern, Zauberern, virtuosen Blödlern und so weiter. Man kann doch nicht glauben, dass Game-Shows soziologisch wichtig sind, nur weil man behauptet, man könne von Menschen, die den ganzen Tag schwer arbeiten, am Abend nicht verlangen, ihr „Mensch ärgere dich nicht“ auch noch selbst zu spielen. Der Beruf des Unterhaltungsredakteurs reduziert sich auf diese Aufgabenstellung. Wie kann man ein „Mensch ärgere dich nicht“ so fotografieren, dass nur die Steine heraus geschmissen werden und nicht der Redakteur. Es muss die dramaturgische Glanzleistung vollbracht werden, Millionen Menschen zu veranlassen, mit einem stummen „hoffentlich wirft er einen Sechser“ vor dem Schirm zu verharren und beim Seher die Idee, selbst das Brettspiel aufzustellen und zu würfeln, gar nicht erst aufkommen zu lassen. Auch die zur Zeit als Quoten-Kuh funktionierende Quiz-Show ist nicht vom Fernsehen entwickelt. Das einzige, was das Fernsehen beisteuert, ist das zu gewinnende Geld. Aber im Grunde handelt es sich um primitivere Spielarten von Mustern wie Trivial Pursuit und anderen. Mir unerklärlich ist, dass man das schöne alte Spiel „Stadt, Land, Fluss“ noch nicht entdeckt hat. Man bräuchte nur auf dem geviertelten Bildschirm die Musterblätter zeigen und das Publikum verfolgen lassen, womit und in welchem Tempo die Rubriken von vier Spielern ausgefüllt werden. Natürlich wird man die Rubriken „Stadt, Land, Fluss“ und so fort variieren müssen, aber diese Art von Flexibilität ist ja Dank der Computer herstellbar. Anhand der Quiz-Show möchte ich noch einmal auf die selbstzerstörerische Sendezeit-Wachstums-Spirale von einzelnen Sendeformen eingehen. In einem halben Jahr wird kein Mensch mehr einen Kandidaten sehen können, der klären soll, ob es sich bei Anthrax um eine Zahnpaste, eine Form von Rheumatismus, ein Bauchtrimmgerät oder einen amerikanischen Briefinhalt handelt.

Unverzichtbar für die Fernsehunterhaltung ist der Talk. Ich sage vorsätzlich nicht mehr Talk-Show, denn die ist auf breitester Front degeneriert. Was einmal mit möglichst interessanten Köpfen gespickt, mit präparierten Pointen angereichert war, was also echten Unterhaltungswert haben konnte, stellt sich heute als kostengünstige Exhibition rampengeiler Selbstdarsteller über den ganzen Tag dar. Mit Themen wie „Bettnässen als Liebestöter“ oder „Ich verzeihe dir deine Filzläuse“ werden Stunden über Stunden gefüllt. Da fragt

man sich manchmal nach dem Selbstverständnis der Fernsehmacher, nach der Selbstregulierung über einen Rest von Anstand. Aber es ist eher an eine gegenteilige Entwicklung zu denken. Ein Kabarettist hat einmal vermutet, das Fernsehen würde schon mit der katholischen Kirche wegen Übertragung der Ohrenbeichte verhandeln. Das wäre ein – zumindest zunächst – Quotenverheißendes Programm und würde auch das Sakrament wieder aufwerten. Der Presse gegenüber würde man wieder von Reality sprechen, von „dem Menschen ins Antlitz schauen“ (das ist ein Zitat). Was natürlich nur komisch ist, denn in der von der Kamera beobachteten Beichte würde man nur interessant-machende Sünden erfinden und die Priester vorher auf Bildschirmtauglichkeit testen. Das Wort „Reality“ zählt ja zu den lächerlichsten Fakes der Television. Denn das Einzige, was an der Reality real ist, ist, dass sie stattfindet.

Über *eine* Talk-Show lohnt es sich zu reden, die „Harald-Schmidt-Show“. Nicht nur weil hier ein ungewöhnlich begabter und smarter Mann mit einem exzellenten Team zwei Formen verbindet, nämlich das Gespräch und die Soloconférence. Sondern vor allem, weil diese Sendung nicht der Erfolg des Systems ist, sondern der Erfolg eines Individuums über das System. Denn eines muss man sich bitte immer wieder vor Augen halte: die „Harald-Schmidt-Show“ ist von Anfang an unter den vorgegebenen Quoten geblieben und zwar deutlich. Sie hatte sogar auf niederem Level noch Abschwünge, aber statt nachzugeben, sich anzupassen, hat dieser Schmidt eher eine Trotzhaltung entwickelt, hat sich gesagt, ich bin die Marke dieses Senders, er kann es sich gar nicht leisten mich abzusetzen. Er wurde, das ist jedenfalls mein Eindruck, in Krisenphasen eher noch anarchischer, also in einer gewissen Weise elitär. Und siehe da, die Persönlichkeit siegte. Die Schlussfolgerungen daraus sollen die Programm-Macher selbst ziehen – ich meine die Richtigen.

Ein Wort zu den Serien, die auch Humor haben sollen. Das lustigste an diesen Serien ist zumeist der publizistische Countdown. Ein Kabarettist hat einmal gesagt: „Das finde ich immer so toll. Vor der ersten Herzeige geht es schon los in den Medien, da werden Schauspieler nicht engagiert sondern gewonnen. Und dann gibt es eine Reportage vom Drehort, der Stab beim Bockwurstessen, der Drehstab beim sich sonnen, die Autogrammträger beim Foto abschlecken, man glaubt immer, es kommt was und ein halbes Jahr später läuft dann ein dreißig Minutenfutz über den Bildschirm. Warum senden wir nicht die Ankündigungen, die sind doch viel besser?“ Dass man bei Sitcoms über das Einspielen von programmierten Konservenlächern noch immer nicht hinaus gekommen ist, spricht gegen jede Evolutionsgläubigkeit. Ich persönlich trauere in der Fernsehunterhaltung der Show nach, der Großen und der Kleinen. Wobei ich nachträglich den korrupten, von der Industrie bestochenen Tontechnikern die Pest an den Hals wünsche, die da behauptet haben, man könne keinen erstklassigen Liveton machen. Man kann, nur sie wollten nicht, bis sie es dann eines Tages auch nicht mehr konnten. So kam es zu etwas ganz Schlimmem, zum simulieren des Livegesangs mittels eines vor den

Mund gehaltenen, aber nicht benutzten Mikrofons. Man hat sich an Peinlichkeiten dieser Art zwar gewöhnt, man sollte aber nicht glauben, sie wären nicht dringend zu verändern.

Zum Abstieg der Fernsehshow trug noch etwas bei, was ein Kabarettist einmal „Selbstschwängerung“ genannt hat. Muss ich vielleicht erklären, Selbstschwängerung zum Beispiel bei einer Show. Der Showmaster tritt auf: „Guten Abend meine sehr verehrten Damen und Herren, ich freue mich wahnsinnig, heute für sie eine Show machen zu dürfen, wir wissen alle wie wahnsinnig schwierig das ist, heutzutage noch eine gute Show zu machen, daher freue ich mich ganz besonders, heute meinen Freund, den Showstar, als Showgast in meiner Show begrüßen zu dürfen“. Dann kommt der Showgast: „Grüß dich mein lieber Showmaster, ich freue mich wahnsinnig, heute in deiner Show dein Showgast sein zu dürfen, wir beide wissen, wie wahnsinnig schwierig es ist, heutzutage noch eine gute Show zu machen und daher wünsche ich deiner Show heute...“.

Wir haben von der unfreiwilligen Komik des Simulierens gesprochen. Das führt zwangsläufig zu einer wesentlichen Sparte der Fernsehunterhaltung, dem Softporno. Jener Sendeform, die schon Bischöfe protestierend auf den Plan gerufen hat. Jene Bischöfe, die von den Linken, die das Privatfernsehen in Italien oder Frankreich gesehen hatten, gewarnt worden waren. Aber die gesellschaftlichen Kräfte des freien Marktes waren die, die den Bischöfen näher standen und daher waren sie damals auch für die Einführung des Privatfernsehens. Jetzt jammern sie. Das ist, das Wort kennen sie, Realsatire. Mich persönlich, sagte einmal ein Kabarettist, amüsieren diese Bums- und Stöhnfilme, die erotische Software dieser Gesellschaft. Sie sind soziologisch hochinteressant. In diesen Filmen gibt es das perfekte Jobsharing. Die einen turnen im Atelier, die anderen röcheln im Synchron-Studio. Keusch dagegen die Kuppel-sendungen. Es ist ihnen sicher schon aufgefallen, im Fernsehen gibt es immer mehr Sendungen, in denen die Leute einander kennen lernen, miteinander flirten, sich verloben, heiraten. Und die, bei denen nichts läuft, sitzen zu Hause und starren in die Glotze. Fernsehen ist, hat einmal jener Kabarettist angemerkt, die einzige Beziehungskiste die wirklich funktioniert. Die Prothese unserer häuslichen Dialogschwäche.

Sport

Wenn man über das Spektrum „Fernsehunterhaltung“ sinniert, kann man den Sport nicht ausklammern – Sport wurde zum Fernsehprogramm. Der erst Fernsehen- dann Sport-Interessierte zahlt mit, ermöglicht den Betrieb, veranlasst ihn. Aber natürlich nur telegenen Sport. Das führt zu Mutationen bei alt hergebrachten Sportarten, das führt zur Erfindung neuer, das wird zum Absterben einiger Sportarten führen. Telegen sind in erster Linie Hallensportarten, daher überprüft man alle Freiluft-Sparten auf ihre Hallentauglichkeit. Die

Leichtathletik hat sich für das Fernsehen schon ihre Hallensaison erfunden. Dieser Sport hat von seiner Idee her in einem Festbau überhaupt nichts verloren. Das spielt eben keine Rolle mehr, kann keine mehr spielen. Nur, dreitausend Meter Hindernis in der Halle sind recht albern, was aber nicht mehr so empfunden wird. Da der Bedarf an Fernsehsport ungeheuer ist, hat man für die Halle die abstrusesten Wettbewerbe unter verschiedenen Bezeichnungen erfunden. Abfolgen von Geschicklichkeits-, Handicap- und Zweikampf-Übungen, die nur einen Sinn haben, gut fotografierbar und hysterisch kommentierbar zu sein. Wer gelegentlich über Sportkanäle switscht, hat die Schlachten von männlichen und weiblichen, optisch den Mars-Menschen angenäherten Athleten, mit Sicherheit schon gesehen. Der Sport, besser die vom Sport abgeleitete Veranstaltung, die alle Ansprüche des Mediums auf einmal erfüllt, also Brutalität (wenngleich nur gemimt), Show und Vertrotteltheit heißt Wrestling. Dieses Kostümfest und Kasperletheater von Schwerathleten hat im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts auf allen Kontinenten unglaubliche Programmanteile erworben. Für das Wrestling, dessen komödiantische Komponente sich aber mittlerweile abgenutzt hat, steht schon Ersatz bereit. Er nennt sich Ultimate Fighting – ein Kampf Mann gegen Mann, ausgetragen sinniger Weise in einem Käfig. So wiederum sehr telegen. Bei diesem Zweikampf ist über Boxen und Ringen hinaus alles erlaubt, was dem Gegner in die Nähe des Ablebens bringt. Das Match ist erst entschieden, wenn einer wirklich nicht mehr weiter kann. Es ist eine Frage der Zeit, bis Ultimate Fighting durchs Fernsehen populär gemacht wird. Naturgemäß wird dann wieder ein wenig Affentheater und Simulation ins Spiel kommen müssen. Sonst gehen den Fernsehprogrammen die Akteure zu rasch verloren.

Es gibt traditionelle Sportarten, die sich der Halle entziehen, die müssen den Aufwand der Außenübertragung, die Kosten der Rechte rechtfertigen. Erstens durch Einschaltquoten und Werbung, zweitens durch Wettbewerbsdauer. Die mediale Forderung nach Veranstaltungsdauer führte zu Kombinationen von Wettbewerben in zusammenhängender Abfolge. Also alles, was Triathlon oder so ähnlich heißt, ist eine Mediengeburt. Da wird nicht geschwommen, gelaufen oder Rad gefahren – da wird geschwommen *und* gelaufen *und* Rad gefahren. Bis da ein Sieger oder eine Siegerin im Ziel ist, ist jede Menge Zeit vergangen. Das heißt, wir gehen einer ganzen Reihe von Sportveranstaltungen entgegen, die die alte Idee der Radfahrer mit dem Sechs-Tage-Rennen auf andere Sportarten übertragen. Der Kombination, der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. TV-Anstalten werden Abteilungen zur Erfindung von Sportwettbewerben gründen, wie der einst von Spielshows.

Die mediale Verwertbarkeit von Sport hat vordringlich mit den Chancen für Werbeeinnahmen durch Spots zu tun. Bei machen Sportarten muss da nachgebessert werden. So ist ohne Zögern zu prophezeien, dass der Fußball Drittel-Pausen und Auszeiten bekommen wird. Der Widerstand von Sportfunktionären ist – angesichts der Höhe der Bestechungsgelder des Fernsehens – als gering zu schätzen. Die Mediengesetze werden über die Traditionshüter

siegen. Der Tag ist nicht fern, an dem ein Fernsehdirektor vorschlagen wird, so lange zu spielen bis eine Mannschaft zehn Tore geschossen hat, was leichter fällt, wenn sich die Spieler der Gegner schon in Krämpfen winden.

Zum komischen Fernsehen, wir reden ja von Humor, aber da komme ich über die Bande, gehört ja die Werbung der Trimm-Industrie. Kein mit Sport befasster Fernsehsender, in dem nicht in jeder der vielen Pausen Folterinstrumente demonstriert werden. Sie lassen den Bauch ganz verschwinden, vergrößern den Brustumfang, verbessern die Kondition, reduzieren das Gewicht. Alle mit diesen Geräten vorgeführten Übungen sind, das sieht der Fachmann mit einem Blick, gut und sinnvoll. Es ist nur das eine, sie sind ohne Geräte mindestens eben so gut durchführbar, wenn nicht besser.

Zur Karriere des Sports gehört naturgemäß auch die der Sportreporter. Dieser Beruf wurde in einem Ausmaß benötigt, der es zunehmend unmöglich machte, ihn nur mit intelligenten Menschen zu bestücken. So haben wir heute einen einsam hohen Olymp an sprachlicher und fachlicher Verblödung. „War das ihr wichtigster Sieg?“, fragt der Reporter im Zielraum eines Skirennens den Mann, der, das sehen wir, bisher immer nur auf Rang 20 bis 40 platziert war und auf einmal Weltmeister und Olympia-Sieger wurde. Keiner heult auf. Gewöhnung und Abstumpfung beherrschen den Betrieb. „Woran lag es?“, fragt der Reporter einen schwitzenden Fußballer, dessen Team 0:1 unterlegen war. Man sieht dem Fußballer an, er würde gerne sagen, daran, dass der Gegner ein Tor geschossen hat und wir keines. Aber er sagt es nicht, er ist zwar weit intelligenter als sein Gesprächspartner, aber in eben diesem Ausmaß auch korumpierter. Er sagt, wir sind einfach zu wenig über die Außenbahn gekommen und zum Gegentor hat ein individueller Fehler geführt und der darf normalerweise nicht passieren. Jetzt hätte wiederum der Reporter die Chance, sich als Homo sapiens zu qualifizieren, in dem er rückfragt: „Wieso eigentlich nicht?“. Aber eine Äußerung dieser Qualität ist genetisch nicht programmiert. Nur da und dort scheinen Aufblitzer von intellektueller Emanzipation der Akteure des Sports im Umgang mit den Medien erkennbar zu sein. Wie Skiläufer in zunehmenden Maße drauf kommen, hat das Publikum mit der auf die Frage, „Wie war die Strecke?“ folgenden Antwort „Bergab“ Freude. Und wenn ein Weltrekordler im Diskus dem Reporter auf die Frage, „Waren sie voll motiviert?“, eine herunter haut, hätten wir in Zukunft mehr Spaß zu erwarten.

Actionfilme

Wir haben beim Sport die Unterhaltungskomponente „Gewalt“ angesprochen, damit sind wir beim Quotenfaktor Actionfilm. Ein Kabarettist hat einmal gesagt: „Diese Filme mag ich ja, wo es ein bisschen zur Sache geht. Das Fernsehen begreift sich ja als Zuhälter-Organisation der Jugendbanden. Es unterstellt, ein erwachsener Mann kann einem anderen erwachsenen Mann eine in

die Fresse hauen, der steht auf, haut dem anderen in die Fresse, der fällt um, steht auf, haut dem wieder eine rein, das geht immer so weiter. Was speichert der jugendliche Seher in der nicht vorhandenen Hirnrinde? Das kann man. Das kann man aber nicht, denn wenn ein erwachsener Mann einem anderen erwachsenen Mann so in die Fresse haut, gibt es drei Möglichkeiten. Entweder er hat einen Mittelhand-Knochenbruch, oder der andere hat eine Kieferfraktur, oder wenn er Pech hat, knallt er mit dem Hinterkopf so an eine Kante, dass der Schädel platzt und das Hirn austritt. Haben sie schon je in einem Actionfilm ein ausgetretenes Hirn gesehen? Es wäre eine lohnende Aufgabe für den Maskenbildner, aber es ist schlecht für die Quote. Es ist kommerziell bedenklich. Daher haben auch die in Actionfilmen bei Schusswechseln Getroffenen nie einen Bauch-Steckschuss. Sonst würden die ja stundenlang schreien, die anderen könnten gar nicht mehr weiter spielen. Daher sind die immer sofort tot, haben einen dekorativen Blutfleck oder das schicke Rinnsal im Mundwinkel, und wenn es gute Menschen sind, sprechen sie meist noch ein gänzlich schmerzfreies Schlusswort. Da der Gesetzgeber uns keine Möglichkeit gibt, diese Fernsehprogramm-Macher vor den Richter zu bringen, wegen Anstiftung zu vorsätzlicher Körperverletzung, habe ich manchmal das Bedürfnis, einem Programmeinkäufer einfach eine reinzuhauen, dann könnte der unter dem Tisch auf allen Vieren sein Gebiss zusammen-suchen. Das ist ja auch so eine Lüge im Fernsehen, das Leugnen der Dritten. Laut Statistik müssten bei den Prügelszenen so und so viel Gebissträger dabei sein. Es fällt aber nie was heraus. Wahrscheinlich wird die nächste Actionszene von der Haftcreme-Industrie gesponsert.“

Wenn wir von der Attraktivität der Gewalt sprechen, bleibt uns das Fernsehprogramm „Krieg“ nicht erspart. Krieg ist im Moment ja wieder sehr stark im Fernsehen. Das liegt daran, dass diese Afghanistan-Bekrieger vergessen haben die Senderechte sorgfältig zu vergeben. Da dreht faktisch jeder. Das wird in Zukunft, bei den nächsten Kriegen, anders sein. Da sichert sich dann SAT.1 die Bodenkämpfe, RTL den Luftraum und dann müssen sie schon schauen, wo sie in der ersten Reihe sitzen. Die Pointe wäre natürlich, wenn vor einem bevorstehenden Krieg wegen der zu vergebenen Senderechte einer ausbricht.

Comedy und Kabarett

Die Comedy ist schließlich Keimzelle und Gipfel des Fernsehhumors. Für mich als Kabarettisten waren immer zwei Dinge bemerkenswert. Erstens, dass man Comedy für etwas Neues gehalten hat. Unter den Namen Conférencier oder Komiker, war alles, was Comedy ausmacht, inklusive der die riesigen Hallen füllenden Spaßvögel, immer schon da. Neu war nur das Wort „Comedy“. Das verwirrte die mittlerweile auch nicht mehr jungen Damen und Herren in den Zeitungsredaktionen. Sie konstruierten einen Gegensatz zwischen Comedy und Kabarett, den zu konstruieren völlig unsinnig war, denn es handelt sich

um Äpfel und Birnen. Und den Äpfeln vorzuwerfen, sie seien nicht so saftig wie Birnen und den Birnen sie seien nicht so knackig wie Äpfel, ist und bleibt schlicht blöd. Da es aber Mischformen gibt, bemühe ich einen anderen Vergleich – aus dem Sport. Es gibt Basketball und Fußball. Das eine wird mit den Händen gespielt und das andere mit den Füßen. Beides kann sehr spannend oder sehr fad sein. Aber es gibt noch die Mischform, mit Händen *und* Füßen zum Beispiel Rugby oder American Football. Wer nicht in der Lage ist, zwischen den Regeln dieser Disziplinen und damit zwischen den jeweiligen Qualitätskriterien zu unterscheiden, gilt als für die Fernsehkritik qualifiziert.

Man kann das Thema „Comedy“ nicht verlassen, ohne auch hier auf die verheerenden Folgen übertriebener Periodizität penetranter Anwesenheitsbelästigung hinzuweisen. Man rufe sich nur das Schicksal oder die Zukunft der beiden bunten Abende am Samstag und am Freitag in den großen Privatsendern in Erinnerung. Ich erspare mir Details.

Über den Gegensatz Comedy / Kabarett komme ich zu diesem. Aus meiner Position spreche ich historisch. Zu Zeiten, als der Begriff „Comedy“ allenfalls Amerika-Reisenden bekannt war, nannte der große Karl Farkas seine Programme im Wiener Kabarett-Theater „Simpl“ „Revue der Komiker“. Damit war jede Irreführung des Publikums ausgeschlossen. Wer virtuosos Blödeln haben wollte, bekam es dort. Eine andere Art von Kabarett gab es woanders. Darüber zu reden, fühle ich mich berechtigt. Im politisch-literarischen Kabarett treten im Idealfall Autoren mit eigenem Text auf. Wurden Ensembles gebildet, griff man auf komödiantisch begabte Darstellerinnen und Darsteller zurück. Die waren naturgemäß dem persönlichen Ankommen weit mehr verpflichtet, als dem Inhalt der Texte. Hatten aber Texte eine ablesbare Haltung, dann wurden Komödianten langsam aber sicher mit ihnen identifiziert. Nach einem politischen Umschwung kam es zu peinlichen Situationen, Kabarett-Darbieter beeilten sich zu versichern, sie würden auch weiterhin als Mietclowns zur Verfügung stehen. Im Kabarett der Autoren traten die Verfasser in Eigenverantwortung auf. Da auch ihre Darbietungen allen Gesetzen des Showgeschäftes gehorchen mussten, lag die Unschuld hier mehr im theatralischen Bereich.

Das Kabarett lebte zu allen Zeiten davon, dass es zu jeder Zeit für tot erklärt war, dass man dem Kabarett der Lebenszeiten unerreichte literarische Qualität und politischen Löwenmut nach rühmte. Keine dieser Behauptungen hielt je einer Nachprüfung stand. Jeder Versuch, das Kabarett zu beleben war Anlass, eine Krise zu diskutieren. Erfolgreiche Meister dieser Sparte gaben zu öffentlichem Bedauern Anlass, dass es nicht mehr ihrer Art gäbe. Es handelte sich um eine Forderung nach Verbreiterung der Spitze, die sich dieselbe Kultargesellschaft in anderen Kunstsparten energisch verbitten würde. Je mehr minder intelligente Menschen im Kabarett verstanden, als desto geistvoller und schärfer galt es. Kabarett hatte keinerlei Ideen, Tendenzen oder politisch störende Fragestellungen nötig, um als „scharf“ zu gelten. Denn das Nennen von Politikernamen, die respektlose Beinamen erhielten, genügte. Der „Mut“

des Kabaretts sollte daher nie überschätzt werden. Die Kabarett-Bühne ist ein Ort, an dem man auf Grund stillschweigender langjähriger Übereinkunft mit den Schweinen auch diese als solche bezeichnen darf. Ein überwiegend neutrales Publikum hat Spaß an Prozessen, die angekündigte, im Urteil ausrechenbare, also Schauprozesse sind. Die handgreifliche politische Polemik, die auch die Pointen verwendet, wie sie auf der Kabarett-Bühne bejubelt oder toleriert werden, wird erst in den Medien gefährlich. Und darum schützt sich die stärkere Seite.

Als Fernsehanstalten keinen Einwand gegen Satire mehr vorbringen konnten, erklärten sie das Angebot eines Programms in letzter Instanz als nicht scharf genug. Da nun Kabarett bis zum Jüngsten Tag nicht scharf genug sein kann, war es also mit gutem Grund medial zu verhindern. Nicht selten war auch zu erleben, dass ein Kabarett den bürgerlichen Zeitungen nicht systemkritisch, nicht radikal und nicht links genug war. Als politische Zeiten Fortschritt und Reformen versprachen, als die Gegner der meisten Kabarettisten abgewählt waren, stellten die Phantasielosen und die Denkschwachen fest, die Zeiten wären jetzt schlecht für das Kabarett. Welche Zeit bitte gäbe für kritischen Protest nichts her? Wer Lawinenkatastrophen braucht um festzustellen, dass der Schnee kalt ist, ist für diesen Beruf zu dumm, wer Kriege braucht um festzustellen, dass Munition tödlich ist, hat für diesen Beruf zu wenig Moral.

Das Schlimmste für den Kabarettisten ist, wenn er in einer Zeit arbeitet, in der Leute auf ihn zukommen und sagen: Das ist ja wieder eine gute Zeit für Kabarett. Das ist ein kompletter Blödsinn, die beste Zeit für einen Satiriker war das Paradies, da war die Sache so wunderschön überschaubar. Da konnte er hingehen und in Ruhe sagen: Freunde, die Sache mit dem Apfel wird böse enden.

Wodurch kann Kabarett politisch werden? Durch Reduktion des Gesehenen, Gewussten und Vermuteten auf eine Kurzformel. Der Kabarettist verarbeitet das gleiche Material wie der Dramatiker oder der Lyriker, sofern sich diese außerhalb der Orakel-Kunst bewegen. Durch die Kürzung entsteht Übersteigerung, Groteskes. Sei es sprachlich, sei es szenisch. Die fertige Nummer kann als gelungen gelten, wenn sie als Gesetz etwa des freien Umfallens erkannt und bemerkt werden kann. Der Komödiant hätte es nicht nötig, durch kokettes Augenzwinkern anzudeuten, dass er keineswegs auf Endgültigkeit Anspruch erhebt. Das Relative seiner Aussage ist durch das Ausstellen seiner Person bereits hinreichend betont. Erst wenn Kabarettisten Clowns sind, die ernste Minidramen spielen und das Publikum dazu bringen, sich selbst in diesen Dramen auszulachen, bewegen sie sich für mich auf der Höhe ihrer beruflichen Chance. Aber, und das ist jetzt meine ganz persönliche Meinung, Kabarettist ist kein Beruf. Entertainer ist ein Beruf, Kabarettist nicht. Ein Kabarettist ist Benutzer einer Ausdrucksform, der Beruf ist Schriftsteller oder Schauspieler oder was dazwischen, Schreibspieler, Darstellendichter. Wenn man das, was kein Beruf ist, meiner Meinung nach, eine Zeitlang betrieben hat, hat

man einige Standardfragen sehr oft beantworten müssen – so oft, dass Reizbarkeit nicht zu vermeiden war. Denn was soll nach einer Vorstellung politischen Kabarets die private oder journalistische Erkundung nach dem Ausgangspunkt und der Zielsetzung eines Programms? Wenn der Zuhörer die Haltung eines Programms nicht wahr nimmt, gibt es nur zwei Möglichkeiten: Das Programm *hat* keine Position, damit ist es Entertainment, oder, falls es sich als politisches Kabarett gebärdet, Etikettenschwindel, also Dreck. Die Frage nach dem, was der Autor verändern oder bewirken will, erübrigt sich. Hat das Programm aber eine Position, plädiert es für, polemisiert es gegen, und ein Frager fragt danach immer nach dem wofür oder wogegen, dann ist er ein Idiot und die Antwort nicht wert. Ich, der ich mich rückblickend in die Unsicherheit volontierender Journalisten ganz gut einfühlen konnte, pflegte eine versöhnliche Antwort zu geben: Wenn sie es nicht gemerkt haben, habe ich vergeblich gespielt. Ich habe aber dann eines Tages für mein Programm ein Schlusslied geschrieben: „Wolln sie was verändern, wolln sie was bewirken?“ oder so ähnlich. Mit dem wollte ich mich vor den im Lied geschilderten Standardsituationen schützen. Dieses Lied hat sowohl etwas verändert, als auch bewirkt. Es kamen nach den Vorstellungen weniger Journalisten auf mich zu. Die, die kamen spielten das Spiel weiter. Entweder sie sagten, ich frage sie aber nicht, oder sie diskutierten mit mir die Berechtigung meiner Notwehr gegen diese Frage. Das Gespräch begann auf einer anderen Ebene, womit sich indirekt die Frage nach Möglichkeiten der Beeinflussung durch Polemik schon beantwortet hat.

Kabarett wird es immer geben, solange Menschen miteinander reden. Einer erzählt einen politischen Witz, der andere lacht, bringt drei Freunde, sagt, du hast den politischen Witz so gut erzählt, erzähl ihn bitte auch meinen Freunden. Darauf sagt der Witze-Erzähler, die Luft ist so trocken. Das begreifen die anderen und bringen ihm einen Wein. Damit ist ein politisches Kabarett gegründet. Jetzt kann es natürlich sein, dass die Hinzugekommenen den politischen Witz gar nicht begreifen, was den Kabarettisten so erbost, dass er sie anbrüllt. Damit ist ein politisches Kabarett etabliert. Als ich mit dem Kabarett aufgehört hatte wurde ich dauernd gefragt: Warum hören sie auf? Heute wird diese Frage noch in der Vergangenheitsform gestellt. Ich habe damals die ökonomisch und ideologisch gleichermaßen stimmige Antwort gegeben: Mir reicht's! Im Bedarfsfall führte ich noch drei Gründe an und aus. Erstens die Angst, mir könnte eines Tages auf der Bühne schlecht werden, das hat mit dem Alterwerden zu tun und mit dem Wissen darum. Zweitens der Trieb, noch ein paar Dinge zu tun, zu denen ich zu wenig gekommen war. Und drittens mein Unbehagen, von Dreißigjährigen für die Wut bestaunt zu werden, die sie längst schon selbst haben müssten. Kabarett hat Zukunft hochzurechnen und dagegen zu protestieren. Damit ist es eine Sache der Generation, die Zukunft vor sich hat. Die Position des altmeisterlichen Haltungsstellvertreters konnte meine nicht mehr sein.

Woher kam es eigentlich, wenn sie mir noch eine kleine autobiographische Einlassung gestatten? Als Dreizehnjähriger habe ich an einem bestimmten Wochentag in Klagenfurt immer den Berliner Radiosender gehört, der das Funkkabarett „Die Insulaner“ ausstrahlte. Ich verstand kaum etwas, aber ich war süchtig nach dem Tonfall. Als Student kaufte ich mir sofort nach Ansehen des Films „Wir Wunderkinder“ mit Neuss/Müller die Platte mit den Texten von Günter Neumann. So hatten für mich Politsongs zu klingen, also ganz anders als in Wien. Als ich 1976 mit Dieter Hildebrandt zum ersten Mal nach Wien kam und die exponierteste der Kritiken den Titel „Die Wiedergeburt des Wiener Kabaretts“ hatte, haben wir beide sehr gelacht.

Als ich später Solist war, war ein Gegenspiel entstanden. Eine „Neue Frankfurter Schule“ begann die Väter oder Stars oder was sie dafür hielten, zu überwinden und vernichten zu wollen. Sie verkündete, jede Art von – schrecklicher Weise auch noch gut bezahltem – Engagement wäre unsinnig, literarisch letztklassig, widerlich. Eine neue reine Lehre wurde angesagt. Satire heißt Quatsch machen, verarschen, verscheißern. Das stilistische Kredo hieß Geschmacklosigkeit. Die Frankfurter Schüler machten gar nicht den Versuch, zu unterscheiden. Eine Richtung passte ihnen nicht, also waren alle, die ihr angehörten Arschlöcher. Die Ablehnung des Kabarettismus bekam religiöse Züge. Man promotete eine Richtung, die sich von Genie bis Dodel mit Zeitgeist und Autobiographie befasste. Es entstand eine gefeierte Szene des solokomödiantischen Befassens mit persönlichem Befinden bis zur Blasenschwäche.

Das Rollback kam wesentlich früher, als von mir prophezeit. Josef Hader war der Übergang. Von Zeit zu Zeit befasst sich auch zeitgenössische Dramatik mit dem Zeitgeist. Die dem Geist der Zeit verpflichteten Intendanten, Dramaturgen und Regisseure bemühen Geist und Zeit, vor allem letzteres in hohem Maße, und bringen den Geist der Zeit auf die Bühne, zeitraubend und geistvoll. Und immer wieder beschleicht Beteiligte das Gefühl, es bestünde ein gewisses Missverhältnis zwischen der Bemühung des Theaters und der Substanz, der Bündigkeit, dem Sinn der Vorlage. Bei „Im Keller“ des Josef Hader war alles umgekehrt. Ein Mann betrat die kleine Bühne, was nicht neu, nicht originell und beinahe von vornherein schon fad ist, entpuppte sich als Rolle, als Figur, nämlich als Werbetexter, als Ausübender eines Berufes im Zentrum des Zeitgeistes. Er erklärte einem imaginären Gesprächspartner (auch schon ganz alt) und dem Publikum, er wolle in seinem Keller ein Recreation-Center einrichten, mit Abteilungen für Fitness und Kreativität und beobachtete den imaginären Partner, einen Maurer, beim Ausmessen, beim Errechnen eines Voranschlags, beim Brotzeit-machen. Dazu sprach er pausenlos. Sich Situationen nur so weit schaffend, als es die Situation erfordert. Das Ergebnis war zweistündiges Welttheater. Literatur, Philosophie, Komödie, Satire. Vereint in einem Stück. Der Gegner des Autors und Komödianten war der Zeitgeist und diesem widerfuhr während der Darbietung was Gegnern zu widerfahren hat. Er wurde liquidiert. Mit „Im Keller“ schuf Hader den Herrn Karl des postmodernen Establishments. Alfred Dorfer, Thomas Maurer, vor allem auch im

grandiosem Duo mit Florian Scheuba, definierten politisches Kabarett neu. Ich kann mir heute wieder eine Eintrittskarte kaufen und über Themen lachen, die mich bis zu meinem Ableben beschäftigen werden, weil ich bis dahin noch „lebe“. Die Erkundung, was aus den Anti-Satirikern geworden ist, erheitert. Die scharfen Jungkritiker und Kabarettentlarver sind mittlerweile im Großfeuilleton in Verwesung begriffen.

Gestatten sie mir zum Abschluss, als Definition meines ganz persönlichen Humors, meinen Lieblingskomiker zu beschreiben. Ich habe das einmal in einem Chanson getan – das Lied heißt „Merci Jacques Tati“:

Merci, Jacques Tati

Man wird sehr oft gefragt: worüber lachen sie?
Und manchmal schwingt damit: Gar nicht, wahrscheinlich.
Ich habe mich oft gefragt: warum nur machen die
Kollegen keinen Spaß. Und sind mir peinlich.

Das ist ein Grundproblem: worüber lacht man gern?
Egal ob's elitär, ob's kommerziell war.
Daher bekenne ich heute, ich liebe einen Herrn,
der nichts als Kopf mit Hut auf 'nem Gestell war.

Merci, Jacques Tati,
ich hab' über Sie
so unsagbar gerne gelacht.
Merci Jacques Tati,
Sie haben wie nie
die Komik am Schreibtisch erdacht.
Merci Jacques Tati,
mit Bauch geht es auch,
doch lustiger ist das Genie,
das Komik wie Sie konstruiert mit Esprit.
Vielen Dank, Jacques Tati – merci.

Ich kann diese Klatschspalten-Mimen nicht leiden,
diese Schlosshotel-Gäste vom Wörthersee.
Ich weine, wenn „Schauspieler“ sich so verkleiden,
verhuren, verkommen, für so einen Dreh.

Ich kann nicht die leiseste Miene verziehen
wenn Komiker scham- und geschmacklos outrier'n.
Ich muss bei Klamottengags panisch entfliehen
und mich vor dem Landschaftsschutz auch noch genier'n.

Wer kann denn noch lachen, wenn Komiker stammeln
und sich das Talent aus den Hirnzellen schmier'n,
wenn Hamlet und Gretchen auf Heuböden rammeln
und sich für den Quotenscheiß prostituier'n.

Wer kann denn noch lachen wenn Ärsche und Bräute
zum tausendsten Mal in die Kuhscheiße fall'n.
Wenn Narr'n einer völlig vertrottelten Meute
statt Luftballone Kondome zerknall'n?

Ich habe oft und oft mich richtig krank gelacht,
über des Briefträgers versnobte Miene („Rapidité, rapidité“).
Ich hab', ich schwöre es, mich beinahe angemacht
bei seinem Fahrradkampf gegen die Biene.

Und als Monsieur Hulot dann in die Ferien fuhr
oder als Onkel kam zu seinem Neffen
oder als Auto-Freak durch Unfallserien fuhr.
Das ist für mich nicht leicht zu übertreffen.

Merci, Jacques Tati,
ich hab' über Sie
so unsagbar gerne gelacht.
Merci Jacques Tati,
Sie haben wie nie
die Komik am Schreibtisch erdacht.
Merci Jacques Tati,
mit Bauch geht es auch,
doch lustiger ist das Genie,
das Komik wie Sie konstruiert mit Esprit.
Vielen Dank, Jacques Tati – merci.